

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

40 (2.10.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N^o 40.

Sonntag, den 2. Oktober.

1904.

Die feindlichen Nachbarn.

Ein unterfränkische Dorferzählung aus dem Jahre 1797. — Von E. W. Stieh.

(Nachdruck verboten.)

Im letzten Hause des langgedehnten Marktes Frammersbach im sogenannten Hofreiterviertel, das vordem und damals noch im Jahre des Herrn 1796, als sich nachfolgende Begebenheiten zugetragen, als größtes Dorf des Speßart galt, saßen an einem Abend nach dem sogenannten Niederfall, dem Schluß der Feldarbeit, im Wohngelaß desselben traulich drei Männer beisammen. Sie schmauchten im Dunkeln ihr Pfeifchen gerade nicht lieblich duftenden Mollknastens, weil sie zu ihrem Gespräche keiner „Spahn-druse“ bedürften, wie man im Aschaffenburgischen die zu jener Zeit noch statt Lampe und Kerze üblichen Kienholzspähne nannte, obwohl eine hübsche Anzahl auf den Achselstangen um den großen gußeisernen Ofen dörreten. Das matte Licht des im ersten Viertel stehenden Mondes drang durch die graue Wolkenwand, welche fast den ganzen Himmel bedeckte und die bunten Schubläden der blanken Doppelfenster versilberte.

Neht gemütlich sah's in der Stube aus. Da fand sich die anheimelnde Bretterverschalung der Zimmerwände, die behagliche „Ofenbruck“, die breite Holzbank um das umentbehrlichste, sanfte Wärme spendende Hausgeräthe, den Herd. Doch es fehlte auch, um den Eindruck des Wirtlichen zu verstärken, weder an geschnittenen Stühlen mit bunter Malerei, noch an dem Eichentisch mit gedrehten Füßen in der Ecke. In derselben baute sich ein kleiner Hausaltar auf mit dem ruhenden Bilde der heiligen Jungfrau und des Jesuskinds nebst dem Martyrium St. Kilians, des großen Frankens-Apostels, während unter einem großen Kreuzifix über dem zierlichen Weisbrunnenkesseln aus blankem Kupfer der am Palmsonntag geweihte Weidenzweig nebst einem Eibenbüschelchen hing, von denen man in Unterfranken sagt: „Bei den Eiben — kann kein Zauber bleiben . . .!“

Das ganze Haus von innen und außen sah ganz anders aus, wie die meisten Hütten und Herdstätten in Frammersbach oder in dem benachbarten Walddorfe Muppertschütten, wo Lehm und Lutziegel das vorherrschende Baumaterial bildeten. Da lagen über den niedrigen Wandungen schwarzgraue Schindeldächer, deren dünnes, schwaches vorspringendes Sparrenwerk keine

Ziegelplatten tragen konnte . . . Ja, diesen Herbergen fehlten sogar größtenteils die Kamine, so daß der sich im Bodenraum ausbreitende, durch alle Fugen und Ritzen dringende Rauch der Bedachung eine dunkle Beizung gab, und, vorzüglich morgens und abends diese Orte in Wolken einhüllte. Selbst beim uralten hölzernen Kirchlein in Muppertschütten fanden diese aufgediebelten Balken und das Riegelwerk, dessen Fach ausgestockt und mit Lehm überzogen war, ihre Bau-Anwendung. Der Herr

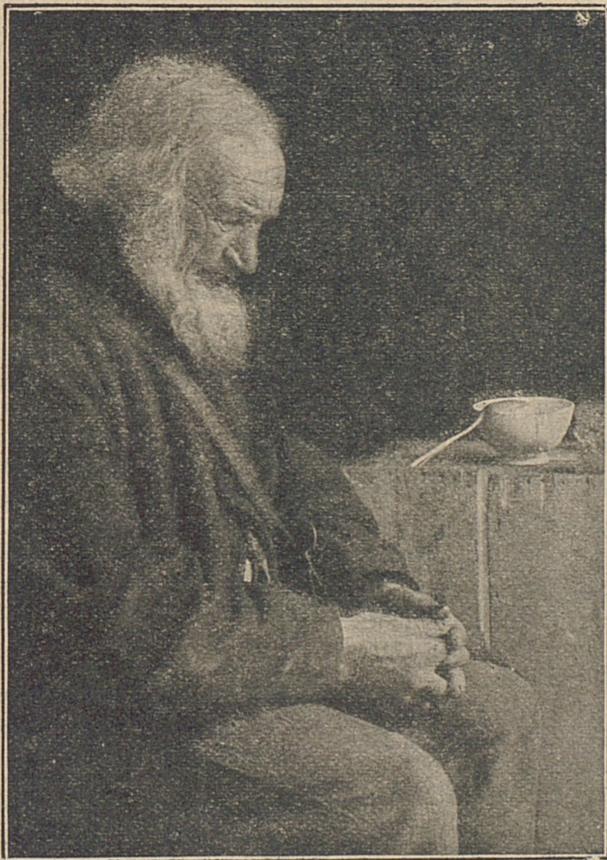
dieses zwar nicht großen, aber sauber aus Bruchsteinen ausgeführten Hauses, dessen Hauspruch über der Eingangstüre auf eine gewisse „Gereiztheit“ schließen ließ, da er lautete:

„Ich kam in ein fremdes Land,
„Da stund geschrieben an der Wand:
„Sei fromm und wohlverschwiegen;
„Was Dein nicht ist, laß liegen!“

saß in einem selbst verfertigten hölzernen Lehnstuhl mit strohgeflechtener Sitz. Der einstige alte Obersteiger Aquilin war eine kräftig gebaute Greisengestalt. Er stand früher einem ganz nahe im Biebergrunde gelegenen Bergwerke vor, wo Eisenkalk in Menge vorkam, der sehr gutes Eisenerz mit 30—34 Prozent Eisen lieferte.

Aquilin war Witwer, dessen einziges Kind, die liebevolle Bilhilde, eben noch bei einer Gespielin im „Schwandtner“, einem anderen Viertel von Frammersbach, weilte. Er trug eine gelbe, bis über die Knie reichende Lederhose, welche durch Knierringen mit Schnallen gehalten ward, baumwollne Strümpfe und statt der Bändel die bei den Wohlhabenderen üblichen Schnallenschuhe. Die im Winter gebräuchlichen, auch als Ehrentracht geltenden Gamaschen hatte er bereits für diesen Tag abgelegt, sowie seinen Wachholderstock von der Länge eines gewöhnlichen Menschenkindes, das er

weit überragte, da auch er als Hochspeßarter den Ruf genoß, zu den stattlichsten und größten Männern des Kurmainzischen Landes zu gehören, in seine gewohnte Ecke gelehnt. Seine rote Tuchweste hatte er noch an, aber der hellgrüne, bis über die Knie reichende Linnenrock mit stehendem Kragen, sehr breiten Ärmelausschlägen und großen überponnenen Knöpfen mußte einem Wams von grauer Wolle, der letzten Strickarbeit seiner getreuen Hausfrau, weichen, die der liebe Gott zu früh für



Das Dankgebet.

Aquilin abberufen hatte. Seine silberweißen Haare bedeckte statt des breitflügeligen, hinten zu beiden Seiten aufgekrempten Schlapphutes, dessen zusammenhaltenden Schnüre bei eintretendem Unwetter am Gupfe gelöst wurden, so daß die niederfallenden Krempen als Regenschirm dienten, die sogenannte „Schnättelkappe“, eine Schlafmütze, die einst Tag und Nacht nicht vom Kopfe des Spessarter Bauern kam, gleichviel ob er dem Hoch-, Vor- oder Hinterspessart angehörte, wenn er zu Hause war oder seine Dorfmarkung nicht überschritt.

Der Obersteiger hatte soeben das Schloß seines „Wenders“, eines Jagdgewehres mit zwei übereinander liegenden Läufen, die damals statt unserer jetzigen Zwillinge geführt wurden, sorgfältig mit einem Wollappen gereinigt, denn er war trotz seiner siebenzig Jahre noch ein rüstiger Nimrod und man hätte ihn fast für einen starken Fünfziger halten können. Dem Manne sah man an seinen raschen Bewegungen, lebhaft blinkenden Augen an, daß er an schnelles Handeln gewohnt, seinen Fährzorn leicht aufzuzünden lieb. Dabei lag jedoch in seinem Gesichte bei den Kennzeichen scharfen Verstandes viel Gutmütigkeit.

Auf der Ofenbrücke, welche zur Seite des viereckigen, großen Eisenofens eine recht gemütliche Herbede bildete, saß der Nachbar und Gevattermann des Obersteigers Aquilin Weigand, der Fuhrwerksbesitzer Kolonat Kohl, dessen Frachtfuhrwerk, wie überhaupt in Frammersbach die Frachttransporte, durch ganz Deutschland ging, und der gleich manchem Dorfnachbarn zu erzählen wußte, wie es z. B. in Amsterdam aussieht. Der bereits bejahrte Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt, und die stille, gutmütige Menschenseele, so treu und ehrlich wie wenige, sah im schweigenden Sinnen den Wülkchen seines Knastens nach, den ihm wie den anderen Ortsbewohnern die Rauch- und Schnupftabakshandlung Josef Schürer in Würzburg lieferte. Seine Kleidung war ganz der Aquilins ähnlich. Neben ihm saß Valentin Matzel, sein Schwiegervater, ein Wagner, dessen Gewerbe im Orte wegen der zahlreichen Fuhrwerke blühte. Er trug den landesüblichen kurzen, kaum bis an die Hüften reichenden, weiß und blau gestreiften Kittel von dem daheim aus Leinen und Baumwolle gewobenen Stoffe — „halb Leinen, halb Schweinen“, wie man das Gewebe im Volksmunde heißt, — den sogenannten „Beidergemang“, nebst kurzer, scharlachroter Weste mit eng aneinander gereihten, halbkugelförmigen Metallknöpfen und die gelblederne Kniehose. Dazu trug er noch wie sein Schwiegervater, den blauen, wollgestrickten Strumpf und schweren Holzschuh, der im Haus und bei der Arbeit galt, dessen — melodisches! — Klapper den ganzen Tag auf den gepflasterten Straßen der Märkte und Städtchen fortklingte und mit den Bauern auf der „Schleichwacht“ dahintrabte, d. h. wenn dieser Kirchen- und Nachtwache übernehmen gemußt — und natürlich Namen und Bestimmung derselben zum Troste alles unsaubere Gesindel verschlechte. — Selbstverständlich saß auch auf seinem blonden, vorn nach altdentscher Bauernsitte kurz und wagrecht abgeschnittenen Haar, das beide Ohren und die Rückseite des Halses überdeckte, die unvermeidliche „Schnättelkappe“.

Die Unterhaltung der drei Männer war sehr lebhaft, denn sie behandelte einen Gegenstand, welcher in diesen Tagen das ganze Dorf bewegte, und der sogar die Furcht vor den unter Moreau und Jourdan nahenden Franzosen, diesen von Königsword triefenden Bringern zügelloser Freiheit und Gleichheit, etwas vergessen ließ.

„Bei meiner Seele, Freund Obersteiger!“ sagte jetzt der einstufige Fuhrwerksbesitzer Kolonat, indem er, aus seinem Nachdenken gleichsam erwachend, den Einwand Aquilins, welchen dieser weitschweifig auf eine Erzählung desselben hervorgebracht, widerlegen wollte: „Ich hab' alles mit diesen meinen zwar alten, aber noch sehr scharfen Augen gesehen, die bis zur Stunde keine Brille brauchen.“

„Geh, geh!“ entgegnete Aquilin heftiger als es sonst seine Weise gegen den lieben Nachbarn war, „du kamst von Vohr her, warst auf dem dortigen Jahrmarkt, trankst darauf beim alten „Will“ in seiner Weinstube neben dem früheren „Fridhus“ ein Schöpplein „Gbling“ oder gar „Müländer“ über Durst, und dann sehen die Leute überall Spuk; z. B. die „Hullefrau“ im weißen Mantel gehüllt, die Nute in der Hand, und hören den Hoyer von Griebach — einst ein wilder, unbändiger Nimrod, der nach seinem Tode geisterte — mit seiner wilden Jagd im Sturm durch die Lüfte brausen! Sieht man aber genauer hin, wie ich als alter Waidmann, so ist's etwa eine alte Birke mit ihrer weißen Rinde oder der feurige Mann wird zum alten faulen Baum und der „wilde Jäger“ mit seinem „wütenden Heere“ ein Flug Nachteulen, die grauselig durch den Laubwald streichen, um draußen auf Feld und Wiese einzeln der beliebten Mäusejagd obzuliegen.“

„Da soll mir doch gleich der --!“ rief ärgerlich über diesen Unglauben der sonst so ruhige Kolonat, aber der Obersteiger fiel ihm sofort ins Wort und verwies ihm seinen nicht ausgesprochenen Fluch: „Nur nicht gleich sich verheizen, Kohl! Ist's wahr, so brauch't's keiner so unchristlichen Befräftigung; ist's unwahr, so wird's dadurch am wenigsten wahr! Sprich jetzt mir stät wieder weiter, Kolonat, und erzähle uns Dein Märlein ganz aus!“

Noch stets ärgerlich, entgegnete der frühere Frachtfuhrmann: „Ihr glaubt einem ja doch nichts, Nachbar Obersteiger!“

„Wohl glaube ich alles, was wahr ist, also red' mir frisch von der Leber weg!“ ermunterte ihn Aquilin, der wieder ganz seinen Gleichmut gewonnen hatte.

„Schwieger,“ meinte hier sein Tochtermann Valentin: „Erzähl's einmal ordentlich, daß man sich auskennt.“

Nach kurzem Stillschweigen, während dem der also Aufgeforderte seine aufquellende Pfeife niederdrückte, hob er also an: „Ihr beide wißt, daß, wenn ein Bergwerk von den Menschen aufgegeben wird, der böse Feind und sein Anhang sofort darin ihr Quartier aufschlagen. Das trifft auch bei dem Schacht Ruppertschütt im Vibergrunde zu, den Ihr vor ungefähr einem halben Jahrhundert eröffnet und dann liegen gelassen habt. Ihr müßt doch auch etwas wissen von der Geschichte der alten Immina, die beim damaligen Kupfermüller hinter unserem Frammersbach am Laberufer beim Vater des jetzigen Besitzers, dem Bernbeck Totan, gedient hat?“

Der Obersteiger beantwortete diese Frage zwar nicht, aber bei Erwähnung des Bernbeck Totan überflog sein hochrotes Gesicht eine Wolke unterdrückten Grimmes, jedoch der Wagner Valentin fragte neugierig: „Wie war es mit der Geschichte der alten Immina?“

„Höre nur weiter!“ fuhr sein Schwiegervater fort: „Ich gedenke es noch gut. Es mögen so vier oder fünf Jahrzehnte nach Eingang des Bergwerkes gewesen sein, und damals lebte noch der alte Burkard, des Totan Vater. Der war Witwer und die Immina, die mit ihren rotgerandeten Augen wie eine leibhaftige Heze aussah, hielt ihm und seinem Sohne, dem jetzigen Kupfermüller, Haus.“

In der heiligen Adventzeit hatte sich nun einmal der selige Burkard Ruppertschüttner Buben, die sich ohnehin so kärglich durch Wald- und Feldarbeit bei fremden Leuten fortbringen mußten, zum Dreschen bestellt. Es war just Neumond und die Nächte so finster, daß man die eigene Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Auf einmal krähte während einer solchen Nacht der Haushahn, wie wenn es schon gegen Morgen ginge. Dadurch erwachte Immina und dachte: „Halt, es ist gewiß schon drei Uhr. Da hättest du dich bald schön verschlafen. Stehe gleich auf, denn die Ruppertschüttner Drescher müssen bald kommen.“

Schnell fährt sie in ihren alten Wollrock, setzt sich die Gau-Haube — (Bandhaube, meistens in Franken die ländliche, winterliche Kopfbedeckung der Frauen) — auf ihr graues Haar, lugt durch die kleinen Scheiben ihres Fensters zwischen den kahlen Zweigen nach Eurem Hause, Gevatter, ob da noch kein Licht sei, an dem sie das ihre anzünden könnte. Sie denkt jedoch gar nicht daran, daß des Kupfermüllers neuer Haushahn ein sogenannter Wetterhahn sei, der allemal wenn sich das Wetter ändert, auch unter der Zeit kräht. Draußen ist aber alles pechschwarz und so still wie in der Kirche, als wäre ganz Frammersbach ausgestorben. Da schaut sie am anderen Laberufer, wo man den Schacht sehen kann, im Eingange desselben ein Licht. „Ha! Ha! der Spengler Sepp und sein großer Bub, der Toni, die jedes Jahr um die Zeit mit ihrem Esel zu uns kommen, und von denen sich das ganze Dorf sein Eisen- und Blechgeschirr, seine Pfannen und Zinnlöffel löten läßt. Schau' einer die fleißigen Leute an; ich hab sie gestern nach Frammersbach kommen sehen, und heute sind sie schon so früh an ihrer Arbeit, denen muß es arg pressieren. Gehst also gleich zu ihnen, sagst ihnen Guten Morgen und läßt Dir etliche Kohlen geben! Spazig ist's aber, daß sie sich heuer diesen Platz zu ihrer Arbeit ausgesucht und keinen andern aufgetrieben haben, als gerade den Stollen.“

Gleich darauf wackelt die alte Immina mit ihrem lichtlosen Laternchen und einem eisernen Töpfchen über das Laberbrücklein und steigt mühselig und hüselnd die Halde zum Schacht hinauf, unter dessen Eingang zwei himmellange Burschen mit Gesichtern so schwarz wie Kaminfeuer bei einem glühenden Kohlenfeuer sitzen, während ein pechschwarzer, grauig großer Bottelhund neben ihnen liegt und zähnefleischend, dumpf brummt.

(Fortsetzung folgt.)

Bum Rosenkranzeste.

(Nachdruck verboten.)

Christen, naht der Makellosen,
Die so hoch erhob ihr Sohn,
Windet einen Kranz von Rosen
Demutsvoll um ihren Thron.

Weisse Rosen, Lilienreine
Bringt der Unbefleckten dar,
Huldigt liebend im Vereine
Ihr mit lichter Engel Schar.

Rote Rosen streut zu Füßen
Unser Mutter, Gottes Braut,
Laßt mit Rosen sie uns grüßen,
Die von Christi Blut betaut.

Maing.

Zubelnd, voller Siegesfreude
Flechtet in den Kranz hinein
Rosen, klar wie Goldgeschmeide,
Rosen, licht wie Sonnenschein.

Hold zu uns Dich niederneige,
Die wir Dir zu Füßen knien,
Mild als Mutter Dich uns zeige,
Süße Himmelskönigin!

Alinda Jakoby.

Dem Tode entronnen.

Von J. S. Kosny. — Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Ihr habt recht," sprach Charles Mauvage, "die Entdeckung des Fahrrades ist seit langen Zeiten eines der bedeutendsten Ereignisse. Der Mensch war ein langsam schleichen- des Geschöpf geworden, doch jetzt ist er wieder ein behendes, und zwar eins der behendesten. Das kam mir vor achtzehn Monaten recht zum Bewußtsein.

Ihr wißt, ich bereiste damals mit dem holländischen Geographen Moer und unserem Geologen Rousselle die großen malayischen Inseln Java und Sumatra. Wir legten eines abends in der urbar gemachten Strecke von Nieuwenhuys an. Etwa zehn niederländische Ansiedler lebten hier, in deren Diensten eine ganze Bevölkerung von Malayen und Chinesen stand. Die Anpflanzungen sind groß, etwa zwei Quadratmeilen lang. Das sogenannte Dorf ist gegen die Tiger befestigt, die auf dem nämlichen Gebiete zweimal — im Jahre 1811 und 1853 — in malayische Ansiedlungen einbrachen und sich der Bewohner bemächtigten.

Uns ward bei Wynheer van den Duwelandt eine herzliche Gastfreundschaft zu teil, und als wir abends auf der Terrasse seines hölzernen Schlosses saßen, fragte ich unseren Wirt, der uns Jagdgeschichten erzählte: "Die Tiger rauben Ihnen wohl oft Leute?" — "Nein. In zehn Jahre vielleicht drei bis vier. Sie wagen nicht mehr, das Dorf anzugreifen, denn sie haben schließlich erkannt, daß das über ihre Kräfte geht." — "Aber die Tiger sind hier zahlreich?" — "Der Wald wimmelt von ihnen. Sogar am hellen lichten Tage ist ein Ausflug zu nahe an der Dichtung nicht zu empfehlen."

Wir blieben noch eine Zeit lang zusammen und tranken Kaffee, dann pflegten wir der Ruhe. Ich stand am nächsten Morgen auf, während mein Wirt bereits auf den Feldern war, trank eine Tasse Tee und durchschweifte sodann die Besitzung. Ich schwankte zwischen einem kleinen Spaziergang in der Umgegend und einer Aufzeichnung von Notizen, die ich eigentlich besorgen mußte, als ein prächtiges Fahrrad, das unter einem Schuppen stand, meine Aufmerksamkeit erregte.

Ich erkannte eine der berühmtesten amerikanischen Marken. Seit ich auf einem Ausfluge nach Malacca meine Maschine zerbrochen, hatte ich nicht mehr geradelt, und ich bin doch, wie Ihr wißt, ein leidenschaftlicher Radler. Beim Anblick dieser vorzüglichen Maschine befiel mich ein heftiges Verlangen. Erst widerstand ich, dann schob ich das Rad langsam zu mir heran und bestieg es. Ein ziemlich guter Weg erstreckte sich vor der Behausung; die alten Malayen, die von den Tigern später aufgefressen worden, hatten ihn begonnen, und die niederländische Kolonie hatte ihn vollendet. Ich begann meine Fahrt und schoß blitzschnell im Renntempo vorwärts. Mein Verlangen war nicht mehr zu bannen, und da ich wußte, unser Wirt würde meine Kühnheit entschuldigen, strampelte ich mit vollem Behagen drauf los. Fünf bis sechs Kilometer trennten mich vom Walde; sie waren in einigen Minuten zurückgelegt. Ich befand mich vor einem Ozean von Grün und blieb wie bezaubert stehen. Um mich an dem herrlichen Anblick besser weiden zu können, stieg ich von der Maschine und setzte mich auf einen Steinblock.

Während ich so dasaß, knackte es im Gezweig, und etwas gleichzeitig Schwerfälliges und doch Leichtes bahnte sich einen Weg bis zum Wasser. Das Herz stockte mir in der Brust. Eine blasse, schwere Angst legte sich bekümmert auf meine Brust. Dreißig Schritt von mir entfernt war das ungeheure Tier, der König der Fleischfresser, aus dem Gebüsch gestürzt. Ich hatte einen Koloz der Masse vor mir.

Von zwei oder drei großen Fächerpalmen gedeckt, wagte ich nicht, eine Bewegung zu machen. Um mein Rad zu erreichen, mußte ich bis zur Landstraße gelangen. Das war nicht möglich,

ohne die Aufmerksamkeit der Bestie zu erregen, und in zwei Sähen hätte sie mich erreicht. Das Herz schlug mir wie ein Hammer, der Mund war mir trocken wie ein Stein. Keine Waffe! Nicht einmal den Revolver hatte ich bei mir, den ich sonst bei jeder Gelegenheit trage, und den ein böses Verhängnis mich bei meinem Erwachen hatte vergessen lassen.

Meine geheime Hoffnung war, das Tier, das sich sicherlich an nächtlichem Opfer vollgefressen, wäre nur, um seinen Durst zu stillen, an den See gekommen. Doch wenn der Tiger wirklich seine Zunge in den See tauchte, so schien er das keineswegs aus Bedürfnis zu tun. Bald erhob er wieder seine feuchte Schnauze und sah sich in der Umgegend um. Eine Art Eingebung sagte mir im Gegensatz zu meiner früheren Hoffnung, daß er schlechte Jagd gehalten und einen Ersatz für die fruchtlose Nacht suchte. Eine falsche Bewegung, und ich würde dieser Ersatz.

Einen Augenblick schien er, sich fortzuziehen zu wollen und kehrte mit äußerster Nachlässigkeit nach dem Walde zurück. Dann drehte er bei dem Geräusch eines durch das Blattwerk flatternden Vogels lebhaft den Hals, und ein Phosphorleuchten schoß in seinen Augen auf. Doch er sah nichts. Ich hörte nicht nur mein Herz, sondern gewissermaßen auch mein Hirn schlagen.

Endlich drehte sich das Tier von neuem nach dem See zu und ging einen Schritt auf das Ufer zu. Dieser Schritt brachte es mir nicht näher, und es war immerhin möglich, daß es sich nach der mir entgegengesetzten Richtung entfernte. Doch bei einem zweiten, schnelleren Schritt sah ich das Entsetzliche vor mir. Ich machte einen Sprung, dann noch einen und packte mein Rad. Wie in einem Blitz sah ich, während ich in den Sattel sprang, wie der große Körper sich ballte; ich hörte gleichsam den Ansaß. In demselben Augenblick bewegte mein Fuß die Pedale. Mit zwei Tritten gewann ich die denkbar größte Fahrgeschwindigkeit, und in dem winzigen Zwischenraum, der zwischen dem ersten und dem zweiten Ansaß der Bestie lag, war ich zum Kampfe gerüstet. Die Hauptsache war, etwa 50 Meter lang einen noch so kleinen Vorsprung beizubehalten, dann wurde die Schnelligkeit des Tigers weniger furchtbar, wenn sie auch immer noch gefährlich blieb.

Ich fuhr deshalb mit wütender Hast; doch beim vierten Sprünge beschränkte sich die Entfernung auf wenige Schritte; beim fünften brauchte die Bestie gewissermaßen nur die Taze auszustrecken; beim siebenten berührte sie die Gummireifen. Ich hielt mich für verloren, und alle Bemühungen, die ich machte, erschienen mir nutzlos. Doch die Taze verfehlte ihr Ziel, streifte es kaum, und da die Maschine ihren Weg fortsetzte, so war der Tiger beim achten Sprünge etwas weniger schnell, gerade weil er den vorigen verpaßt hatte. In diesen furchtbaren Sekunden kam mir der Gedanke, nach einem Guyababaum abzulenken, der am Rande des Weges stand, und wieder entging ich dem Tode, denn infolge des Hindernisses konnte der Tiger keinen richtigen Sprung machen.

Trotzdem hatte ich nicht die geringste Hoffnung mehr. Ich fühlte mir zu gut, daß zwei bis drei Sprünge des Gegners diesem Kampfe endgültig ein Ende machen müßten. Bei dem nächsten Ansaß wurde ich beinahe wieder erreicht, doch während das Rad vor der Taze dahinschoß, sah ich wie in einem Blitz, daß ich über eine ziemlich lange und sehr enge Brücke mußte, die über einen kleinen Kanal geworfen war. Dieser Anblick gab mir wieder Mut; ich hatte die ganz deutliche Empfindung, der Tiger würde ein Weilschen zögern und durch die Verlangsamung seines Laufes einige Meter verlieren. Das war tatsächlich auch der Fall. Als ich mich auf der anderen Seite des Kanals befand, hatte ich vor der entsetzlichen Bestie etwa 10 Schritt Vorsprung.

Während der folgenden Sekunden holte der Tiger den Ver-
lust nach und nach wieder ein, doch mit geringerer Leichtigkeit
als zu Anfang. Eine leise Hoffnung schlich sich in mein Herz,
und bald blieb der Zwischenraum bestehen. Nach einigen hundert
Metern hatte ich die köstliche Gewißheit, daß ich meinen Vor-
sprung nicht nur beibehielt, sondern daß das Raubtier einige Meter
eingebüßt hatte. Bei einem kleinen Abhang ließ ich mich wie ein
Geschoß hinunterrollen und erlangte so einen neuen Vorsprung.
Schon glaubte ich mich gerettet, doch eine Kleinigkeit stellte
wieder alles in Frage; am Eingang eines Bananensfeldes ver-
spernte mir ein blattreicher Zweig, den irgend ein Arbeiter hier
hergeworfen, den Weg. Ihn auszuweichen war keine Zeit, und
deshalb faßte ich sofort meinen Entschluß und fuhr über das
Hindernis weg.

Unglücklicherweise wurde meine Fahrgeschwindigkeit dadurch
beeinträchtigt, und ich mußte einige Sekunden langsamer fahren,
um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Tiger mußte das
wohl bemerken, er machte eine verzweifelte Anstrengung, und ich
sah den Augenblick nahen, in welchem ich ihn trotz allem in die
Krallen fallen mußte. Eine Art Schwindel packte mich, ich fühlte
mich verlassen, und bereitete mich auf den Tod vor, doch das

Der Geburtstag Oesterreichs.

Von Albert Frick.

(Hierzu eine Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Schicksal Ottokars von Böhmen war ein wahrhaft tragisches.
Der stolze und große Böhmen-König, der sein Volk zu
Ehren und zur Herrschaft führen wollte, war seiner Zeit und
seinen Volksgenossen geistig weit genug voraus, um zu erkennen
und zu empfinden, daß er seinen Böhmen diese sieghafte Stellung
im Völkerverein nur zu geben vermochte, wenn es ihm gelang, sie
aus den Banden der Unkultur oder Halbkultur zu reißen. Dabei
übersah er, daß er selbst, auch noch von den Fesseln dieser
Halbkultur gehalten, den weitausschauenden Plänen seiner Politik
nicht gewachsen war und so vollendete sich sein Schicksal auf dem
Marchfelde in noch verhältnismäßig jungen Lebensjahren.

Ottokar II. Przemysl war als Sohn des Königs Wenzel von
Böhmen um das Jahr 1230 geboren. Die österreichischen Stände
wählten den Jüngling zu ihrem Herzoge, als nach dem Tode
Friedrichs des Streitbaren der Stamm der Babenberger erloschen
war; so sah sich Ottokar, als sein Vater im Jahre 1253 starb,

im Besitze einer statt-
lichen Machtfülle von
Oesterreich und Kö-
nig von Böhmen und
Mähren. Sah er sich
so, vom Glück be-
günstigt, im jugend-
lichen Alter von 23
Jahren zur Herr-
schaft über große
Länder erkoren, so
wußte er auch durch
politische Klugheit
Alles zu tun, sich
diesen Besitz zu er-
halten. Unaufhörlich
stand er mit den
Ungarn in Fehde,
und immer mehr ver-
größerte sich sein Be-
sitz durch Länder-
strecken, die er diesen
Feinden entriß. Dazu
war ihm noch Kärn-
ten und Krain zu-
gefallen.

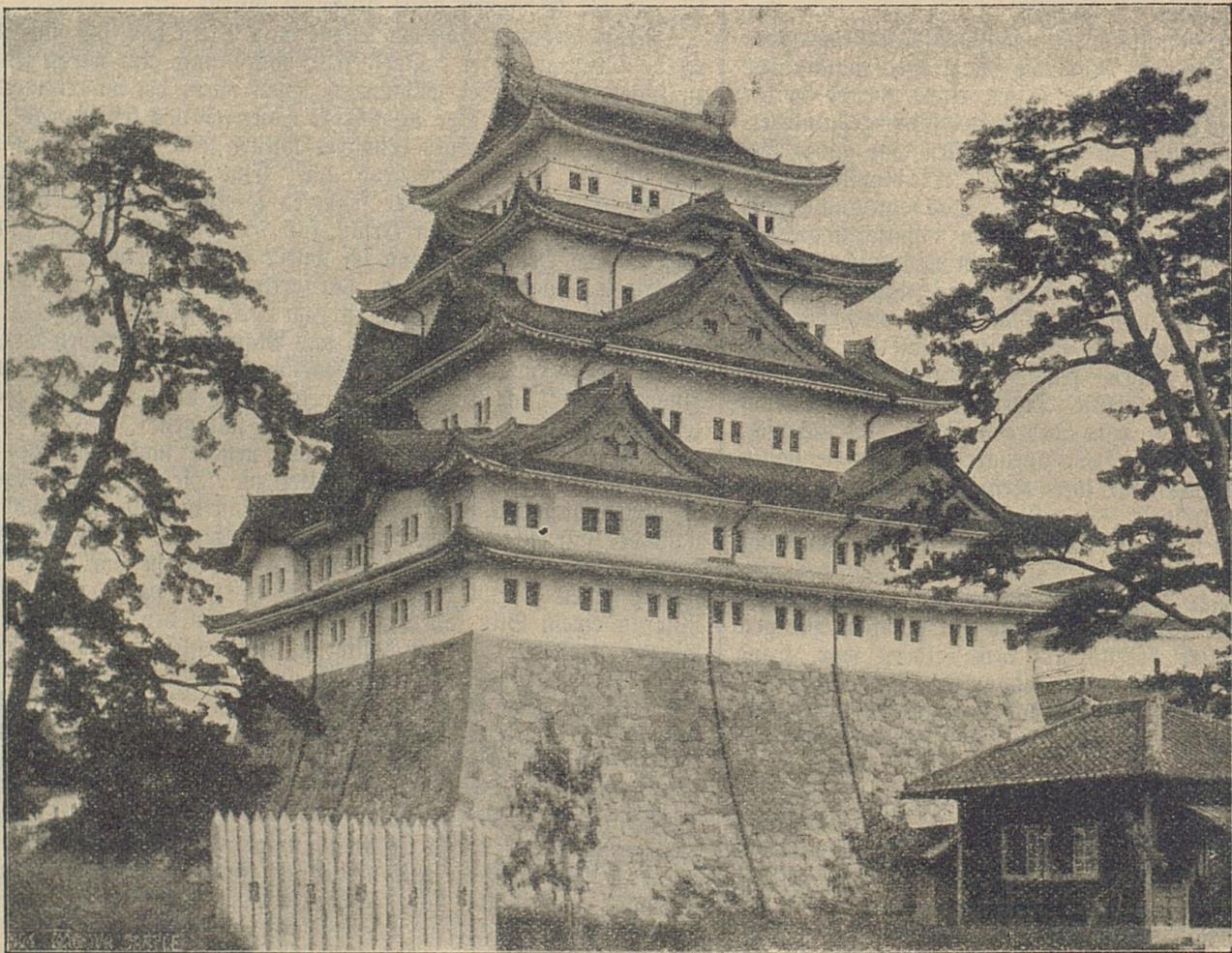
Da auf dieser stol-
zen Höhe des Glückes
und der Macht, er-
wuchs ihm der Geg-
ner durch seine eigene
Schuld; er glaubte,
seinem Sterne all-
zuviel zutrauen zu
dürfen.

Rudolf von Habs-
burg war am 1. Ok-
tober 1273 als neu

gewählter deutscher König feierlich in Frankfurt am Main eingezogen,
wo am Tage zuvor durch die versammelten deutschen Fürsten die
Wahl stattgefunden hatte. Ottokar aber war von den Kur-
fürsten vom Wahlrecht ausgeschlossen worden, und daher erhob
er Widerspruch gegen die Wahl, die er nicht anerkennen wollte,
wenn Rudolf von Habsburg ihm nicht seinen gesamten Länder-
besitz ausdrücklich zusichern und ihm die Belehnung mit Oesterreich,
die bisher nur durch Richard von Cornwallis, den nicht von
allen Kurfürsten anerkannten deutschen König erfolgt und dem
gemäß keineswegs ganz legal war, bestätigte.

Ohne auf diese Bedingungen einzugehen, lud Rudolf von
Habsburg Ottokar zweimal vergeblich zu den ausgeschriebenen
Reichstagen nach Nürnberg im Jahre 1274 und nach Würzburg
im folgenden Jahre zur Huldigung vor und als er dann zu
einem im selben Jahre nach Augsburg ausgeschriebenen Reichs-
tage wieder nicht erschien, erklärte Rudolf die österreichischen Lande
als heimgefallene Reichsteile und tat Ottokar am 24. Juni 1276
in die Reichsacht.

Und gleichzeitig zog Rudolf von Habsburg gegen Ottokar
durch Bayern zu Felde. War Rudolf von Habsburg, dem es
schnell gelang, Klosterneuburg zu erobern, auch vom Glücke des



Das Residenzschloß des Kaisers von Japan in Tokio.

dauerte nur eine Sekunde. Schon im nächsten Moment hatte
ich den Kampf wieder vollständig aufgenommen, und nun kam
das „Endgefecht“, der Tiger war von dem Rade besiegt, obwohl
er schneller als ein gutes Rennpferd lief, gab er bald die Ver-
folgung auf.

Trotzdem raste ich bis zum Wohnhause unseres Wirtes in
derselben Weise weiter, und erst jetzt kam in meinem Herzen
die grenzenlose Verwunderung über die vermiedene Gefahr, die
Freude am Leben, und der Stolz, mit einem der behendesten
und furchtbarsten Raubtiere der Schöpfung gekämpft zu haben,
zum Ausbruch. An diesem Tage hatte ich das Gefühl, daß mit
der Entdeckung dieses flinken, zarten, zerbrechlichen, gleichsam
lebendigen Werkzeugs, das das Fahrrad bildet, eine neue Zeit
angebrochen ist, und da ich vielleicht das erste menschliche Wesen
war, das einen Tiger nur vermöge seiner Muskelkraft in einem
regelrechten Wettlauf besiegt, so erkannte ich, welches Wunder
uns zu teil geworden, daß wir, die wir seit Myriaden von Jahren
zu den langsamen Tieren gehören, jetzt mit den flinksten und
gewandtesten Bestien den Kampf aufzunehmen vermögen.

Siegers begünstigt, so stellte sich ihm doch Wien, das er belagern | gewesen wäre. Seine alten Feinde, die Ungarn, bedrohten ihn
mußte, als nicht geringes Hindernis entgegen, und vielleicht wäre | unter König Wladislaw, und dazu fiel noch Graf Meinhard von



König Rudolf I. von Habsburg an der Leiche König Ottokars von Böhmen.

der Ausgang des Kampfes mit Ottokar ein ungünstiger gewesen, | Tirol in Kärnten und Steiermark ein. So, von allen Seiten
wenn dieser nicht durch andere Umstände zum Nachgeben gezwungen | bedrängt, mußte Ottokar mit dem Habsburger Frieden schließen,

in welchem ihm von allen seinen Ländern nur Böhmen und Mähren blieben, mit denen ihn Rudolf belehnte. Am 21. November 1276 wurde dieser Frieden geschlossen.

Da aber zeigte sich der Zwiespalt im Innern Ottokars, der ihn zum Helden einer geschichtlichen Tragödie stempelt: der mit so weitausschauender politischer Scharfsicht begabte Herrscher, der in seinen böhmischen Erbländern über seine Zeit hinaus das innere Staatswesen zu musterhaftem Fortschritt geführt und dem deutschen Kulturleben eine feste Grundlage gab, die sich noch heute fühlbar macht, dieser Träger und Förderer der Zivilisation wurde plötzlich zum Sklaven einer blindwütigen Halbkultur, in dem Augenblick, da seiner Herrschbegier sich ein Hemmnis entgegen stellte. Kaum hatte er den Frieden unterzeichnet, als er ihn auch schon brach, um in einem ihm günstigen Zeitpunkt mit Gewalt wieder an sich zu reißen, was ihm genommen. Bereits wenige Monate nach Unterzeichnung des Friedens brach er mit einem Heere von neuem in Oesterreich ein, um sich dem Habsburger entgegenzustellen.

Auf dem Marchfelde, bei Dürnkrut, kam es am 26. August 1278 zu einem heißen Kampfe. Rudolf von Habsburg hatte durch Ungarn Unterstützung gefunden, aber gleichwohl schien mehrmals die Wage des Kriegsglücks zu schwanken, denn der Böhmenkönig Ottokar kämpfte selbst mit einer Tapferkeit, die nicht nur seine Mannen zu gleichem Todesmut anfeuerte, sondern auch die höchste Bewunderung seiner Gegner fand. Der in der Vollkraft des Lebens stehende König wußte, daß sich hier, auf dem Marchfelde, sein Schicksal entscheiden mußte, von hier mußte er als Sieger heimkehren oder sterben. Und so kämpfte er, bis ihn der Todesstreich traf.

Als Rudolf von Habsburg nach gewonnener Schlacht an der Leiche seines trotigen Gegners stand, sollen Tränen in die Augen des tapferen Habsburgers gekommen sein, und er befahl, daß die irdischen Reste des tapferen Feindes mit allen Ehren bestattet würden, die seiner Bedeutung geziemten.

So ward auf dem Marchfelde durch den Sieg des ersten Kaisers aus dem Hause Habsburg das Fundament zum österreichischen Staat gelegt.

Widersprüche.

Von J. v. Mira.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt viele Menschen, zu deren täglicher Beschäftigung gewisse Klagen gehört. Ursache dazu hat wohl jeder von uns öfters, aber die Vernünftigen wissen, daß auf dieser unvollkommenen Welt nicht immer alles nach Wunsch gehen kann, und nennen diese deshalb nicht gleich ein „Jammertal“. Andere aber tun dies beim geringsten Anlaß und es ist ihnen am wohlsten, wenn sie ihren Mitmenschen dazum können, wie wenig wohl es ihnen ergehe. Als Beispiel dieser Gattung möge hier meine gute Bekannte Elise B. dienen.

Sie ist wohlhabend, leidlich gesund, noch nicht alt, im Besitze eines gültigen Mannes und zweier Kinder, die auch kaum zu Klagen Veranlassung geben. Trotzdem leistet sie Großes darin, es ist, als ob sie sich ein besonders Vergnügen daraus mache.

Ich ertappe sie dabei aber oft auf unzähligen Widersprüchen.

„Denke Dir, Hänschen ist gefallen!“ jammert sie eines Tages.

„Ich bin außer mir!“

„Hat er sich denn Schaden getan?“

„Zum Glück nicht, aber ermiß doch den Schreck für ihn und für mich!“

„Nun hat die Lisette heut wieder einen Teller zerschlagen!“ so ruft Elise mir ein anderes Mal schon von weitem zu. „D, ich hätte weinen mögen über dieses Geschöpf!“

„So war es wohl ein wertvolles Stück?“

„Nein, nur ein Küchenteller, das ist wenigstens noch eine Günst des Schicksals!“

„Ich könnte vor Aerger aus der Haut fahren“, sagt Elise bald darauf wieder zu mir, „wir wollten ins Theater und haben keine Karten mehr bekommen. Der ganze Tag ist mir verdorben.“

„D, es wird wohl ein Lieblingsstück von Dir gegeben?“

„Das gerade nicht; ich mache mir aus der heutigen Oper nichts; mich freut es sehr, daß es nicht eine meiner Lieblingsoperen ist, die ich aufgebe, aber ich hatte mich nun doch darauf eingerichtet.“

„Mein Töchterchen hat Halsentzündung, ach, wie unglücklich macht mich das! Schau nur, was für rotgeweinete Augen ich schon habe!“ klagt Elise bei einem meiner nächsten Besuche.

„Ist es denn schlimm? Doch nicht etwa Diphtheritis?“

„Nein, o nein! Der Arzt sagt: nur eine leichte Mandelanschwellung. Wie war ich froh, als ich dies vernahm!“

„Ich bin ganz verzweifelt!“ stürzt Elise mir eines Sonntags entgegen, als ich bei ihr zu Tische eingeladen bin. „Der Konditor hat das bestellte Eis vergessen und nun kann es nicht beschafft werden; abscheulich, gräßlich, nicht wahr?“

„Nun, so schlimm ist's wohl nicht. Du wirst Dir anderweitig zu helfen wissen.“

„Das wohl; es ist mir jetzt doppelt angenehm, daß ich noch eine Torte bestellt hatte.“

In ähnlicher Weise kommt sie mir stets entgegen, wo und wann wir uns auch treffen. Dabei ahnt sie selbst nicht, daß sie zum Beispiel beim ersten erwähnten Gespräch „Glück“, im zweiten „Günst des Schicksals“, beim dritten Male „Freude“, beim vierten „Frohinn“ und zuletzt „Annehmlichkeit“ empfunden hat.

Wie manchen lieben Frauen und Mädchen mag es wohl ähnlich gehen? Sie bilden sich ein, sehr bedauernswert zu sein, und doch rufen sie bei allen möglichen Gelegenheiten: „Welches Glück!“ Eine nichtsagende Redensart ist dies selten, denn diese Worte aussprechen, heißt auch sicher, sie im Augenblick empfinden.

Wer nach einem schweren Verlust es nicht für möglich hält, je wieder fröhlich zu werden, sagt vielleicht doch bei den verschiedensten täglichen Vorkommnissen: „Ach, wie froh bin ich!“

Die Widersprüche im häuslichen Leben sind häufiger, als man denkt, und wer genau auf sich achten will, wird darin oft ganz überraschende Entdeckungen machen. Vor allen Dingen sind es die Hauptfeinde des Frauenlebens: die Launen, aus denen die meisten derartigen Widersprüche entspringen. Die armen Nerven müssen den Namen für solche Unarten abgeben, welche sich in unsere Seelen einschleichen und unser Glück zu untergraben drohen.

„Ach, meine schwachen Nerven!“ heißt es oft mit Tränen in den Augen, wenn irgend etwas in der Häuslichkeit nicht so geht, wie man es gedacht und gewünscht. „Ach, meine schlechten Launen!“ sollte es statt dessen heißen, und ich rate allen lieben Mitschweftern, diese letzten Worte in richtiger Selbsterkenntnis stets statt der ersteren zu gebrauchen.

„Ich bin so elend, meine Nerven quälen mich heute wieder aufs Äußerste; ich glaube, mir steckt eine schwere Krankheit in den Gliedern“, sagt Frau v. L., als ich diese zu meinem Verkehr gehörende Dame im eleganten Schlafrock noch um Mittag auf dem Sofa ausgestreckt finde.

„Wie schade!“ entgegnete ich. „Wir haben, zu Ehren eines durchreisenden, sehr musikalischen Verwandten uns schnell entschlossen, einige liebe Freunde zum Tee bei uns zu sehen. Ich kam, um Sie dazu aufzufordern und Sie gleichzeitig zu bitten, sich mit Noten zu versehen, damit unser Gast auch seine Freude an Ihrer schönen Stimme haben kann. Und nun muß ich Sie krank finden!“

Frau von L. fährt plötzlich vom Sofa in die Höhe. „D, ich denke bestimmt, es wird zum Abend besser werden. Mein Kopfschmerz läßt schon nach, ich bräuchte es nicht über's Herz, Ihnen, Liebste, einen Korb zu geben, da Sie doch schon auf mich gerechnet haben. Was könnte ich denn wohl singen? Kommen Sie, helfen Sie mir die Noten ausfinden!“

Abends strahlt Frau von L. in heiterster Laune und singt mit so kräftiger Stimme, daß man an ein Leiden nie glauben könnte. Wie sollte man sich diesen Widerspruch erklären, wenn es keine Launen auf der Welt gäbe?

Nur allzu häufig werden die Nerven vorgeschütt, wenn nur ein geistiges „Sichgehenlassen“ vorhanden ist. Wohl können erstere krank sein, ebenso wie alle andern Organe, und sind es leider nur zu oft, aber dann sind wirklicher Körperschmerz und solche Störungen vorhanden, daß man nicht plötzlich „ganz gesund“ ist, wenn ein Vergnügen auftaucht, dann fühlt und hält man sich wie jeder andere Kranke.

Beobachten wir also unser tägliches Tun und Treiben genau, so werden wir finden, daß wir uns oft unnötiger Weise für unglücklich oder krank halten, und es wird uns dann nicht mehr begegnen, uns in Widersprüchen wie die genannten zu bewegen und unsere Umgebung damit in Erstaunen zu setzen.

Das schöne Dichterwort sollten wir stets in Erinnerung behalten:

Wenn Du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen!

Das Residenzschloß des Kaisers von Japan in Tokio.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Auf einem von gewaltigen Ringmauern und tiefen Wassergräben umgebenen Platz in Tokio erhebt sich ein für europäische Begriffe äußerst eigenartiger Kaiserpalast: das Residenzschloß des Kaisers von Japan. Der Palast, in welchem früher die Schogune (Vizekaiser) wohnten, besteht aus mehreren Gebäuden, deren jedes sein eigenes Dach, seine eigenen Veranden und Gänge besitzt und nur je einen großen Saal enthält. Im Gegensatz zu den in Japan üblichen verchiebbaren Papierwänden enthält der Palast feste mit herrlichen Seidenbrokaten bekleidete Wände. Die Decken sind getäfelt und mit Vergoldungen und Malereien geschmückt.



Marquise Nabeshima, Leiterin der freiwilligen Krankenpflegerinnen des japanischen Roten Kreuzes.

Als der schönste der verschiedenen Säle wird der Thronsaal bezeichnet, der herrlichen Wand- und Deckenschmuck aufweist.

Unzählige elektrische Lämpchen sind angebracht, doch werden sie selten angezündet, da man für das ganz aus Holz errichtete Gebäude die Feuergefährlichkeit fürchtet. Die Erwärmung im Winter wird durch Luftheizung besorgt. Zwei gleichgroße Thronstühle, die in Deutschland für das japanische Kaiserpaar angefertigt wurden, stehen an der Langseite des Saales unter einem hohen faltenreichen Samtbaldachin. Sechzehnblätterige, goldene Chrysanthemumblüten bilden das Staatswappen und haben hier als solches vielfache Verwendung gefunden. Auch drei Blätter und drei Blüten der Kiripflanze, als altes Familienwappen der Mikados, sind reichlich angebracht. Die Zeichen des europäischen Herrschertums: Krone, Zepher und Reichsapfel hat man seither in Japan noch nicht nachgeahmt.

Von dem großen Thronsaal führt auf der einen Seite eine Türe in den Audienzsaal, der außer einem kleinen Thron keinerlei Möbel enthält; eine zweite Türe führt durch einen langen, hellen Korridor in die Privatgemächer des Kaisers, der hier, von der Außenwelt streng abgeperrt, ganz als Japaner lebt, in einem Raum mit Papierwänden auf einer Gartenmatratze schläft, allein nach japanischer Art speist und alle europäischen Gewohnheiten abstreift. Ebenso trägt er in seinen Privatgemächern das japanische Nationalgewand, den Kimono.

Ein neuer Riesendampfer.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Deutschland besitzt gegenwärtig das „blaue Band“ des Ozeans und hat es bislang glücklich gegenüber den englischen Rivalen behauptet. Dafür verfügt aber England über die größten Dampfer, die zurzeit den Ozean befahren. Diese Riesenschiffe können sich zwar an Schnelligkeit bei weitem nicht mit den Hamburger und Bremer Schnell-dampfern messen, vermögen aber eine besonders große Anzahl Passagiere und eine ungeheure Ladung aufzunehmen. Jetzt erwächst auch diesen englischen Schiffen in dem Doppel-

schrauben-Postdampfer „America“, den die Hamburg-Amerika-Linie in Auftrag gegeben hat, ein Konkurrent. Die „America“ soll nach ihrer Vollendung in den Hamburg-New-Yorker Dienst eingestellt werden und der Beförderung von Frachten und Passagieren dienen. Ihre Abmessungen sind 204 Meter Länge, 23 Meter Breite, 16 Meter Tiefe, 23 500 Brutto-Registertonnen Rauminhalt. Das Schiff wird etwa 570 Reisenden in der ersten, 300 in der zweiten, 280 in der dritten Kajüte und außerdem 2300 Zwischendeckern Unterkunft gewähren. Das Schiff würde, wenn man es aufrecht stelle, mit seinen 204 Metern den Kölner Dom, 157 Meter, um fast ein Viertel seiner Länge, um genau 47 Meter überragen. 61 Meter hoch ragt die Siegessäule in Berlin. Man stelle das Hermanns-Denkmal des Teutoburger Waldes (57 Meter) darüber, dann noch das Kyffhäuserdenkmal (45 Meter), und man hat noch Platz für das 35 Meter hohe Niederwalddenkmal, bis die Schiffslänge der „America“ erreicht ist. Ein Güterzug muß außer Maschine und Tender 26 Wagen lang sein, um vom Bug bis zum Heck der „America“ zu reichen.



Graf Matsukata, Präsident des japanischen Roten Kreuzes.



Russisch-Turkestanische Scharfschützen in Ostasien.

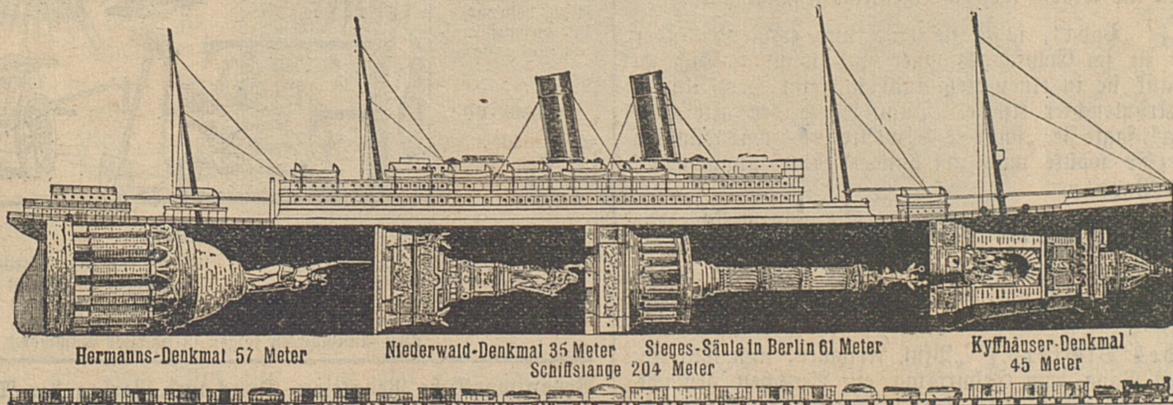
Das japanische Rote Kreuz.

(Mit zwei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Die kriegerischen Ereignisse in Ostasien lenken die Aufmerksamkeit u. a. auch auf die sanitären Einrichtungen der kriegsführenden Parteien für die Kranken- und Verwundetenpflege auf dem Schlachtfeld und im Lazarett. Diese befinden sich bei den Japanern in bester Ordnung und werden von der im Jahre 1877 von dem damaligen Vizekanzler Fürsten Iwakura gegründeten, nach europäischem Muster organisierten Gesellschaft vom Roten Kreuz verwaltet. Es war besonders die Kaiserin die nach dem Vorbild der Kaiserin Augusta von Deutschland sich auf das lebhafteste für das Gedeihen der japanischen Gesellschaft interessierte, und ihrem Beispiele folgten die Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, die Damen des hohen Adels und die japanische Frauenwelt im allgemeinen.

Präsident der Gesellschaft ist Graf Matsukata, einer der hervorragendsten Staatsmänner Japans, die Leitung der freiwilligen Krankenpflegerinnen hat die Marquise Nabeshima, eine hochgebildete, mit organisatorischem Talent begabte Dame übernommen. Der Verwaltungsrat der Gesellschaft enthält eine Anzahl von hervorragenden japanischen Würdenträgern, wie die zwei Vizepräsidenten Baron Hanabusa und Baron Ozawa. Die Gesellschaft besitzt heute an ausübenden Organen folgende Persönlichkeiten: Ärzte einschließlich 14 dirigierender Ärzte: 291, Apotheker: 45, Pflegerinnen: 1920, Diakonien: 763, Hilfspflegerinnen: 457. Das Material der Gesellschaft ist äußerst reichhaltig: sie besitzt Hospital-schiffe, die eigens zum Zweck des Transports von Verwundeten in England gebaut sind, ferner zwei Dampfschiffe und 27199 Betten für Kranke und Verwundete. Die Gesellschaft verfügt ferner über ein Hospital, das im Jahre 1876 in Tokio gegründet wurde.



Hermanns-Denkmal 57 Meter

Niederwald-Denkmal 35 Meter

Sieges-Säule in Berlin 61 Meter

Kyffhäuser-Denkmal 45 Meter

Die Größenverhältnisse des neuen Doppelschrauben-Postdampfers der Hamburg-Amerika-Linie „America“ im Vergleich zu 4 bedeutenden Denkmälern Deutschlands.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Zwischen Dir und mir mög' die Erinnerung bau'n
Eine Brücke, die da heißt Vertrau'n.
Und die Freundschaft möge drüber wandern
Dann von einem immer zu dem andern.
Doch wie gut es meint oft Herz und Hand —
Diese Erde wird kein Edenland.

Soj. Sieberg.

[Das Dankgebet.] (Mit Abbildung.) „Ihr möget essen oder trinken, oder sonst etwas tun, so tuet es zur Ehre Gottes!“ An diese Worte des heiligen Paulus werden wir erinnert, wenn wir die gefalteten Hände des Alten betrachten, der in stiller Sammlung nach genossenem Mahle verharrt. Ob es auch in der Regel recht färglich ansfällt, vergißt er doch nicht das Dankgebet zu Gott, als dem Spender aller Gaben, emporzuschenden. Es gibt ihm Kraft, die täglichen Widerwärtigkeiten des Lebens in Demut und Geduld zu ertragen und sich mit dankbarem Herzen der Sonnenblicke zu erfreuen, die es ihm noch während der letzten, vielleicht nur kurzen Zeit seiner irdischen Pilgerfahrt bietet. Der Segen Gottes wird ihn auf derselben wie seither begleiten, da er, der Mahnung des Apostels folgend, alles zur Ehre Gottes getan hat.

[Ein alter Befehl.] Im Jahre 1647 erließ der Zar Alexei Michailowitsch den noch jetzt befolgten Befehl, daß niemand bedeckten Hauptes durch das Erlöfertor des Kreml in Moskau gehen dürfe. Das hohe Alter dieses Befehls ist freilich weniger merkwürdig, als die Tatsache, daß er noch immer peinlich befolgt wird. Vergißt auch mitunter ein Fremder, dem Befehl entsprechend zu handeln, so wird er bald die Mahnung vernehmen: „Väterchen — den Hut!“ Gehorcht er auch jetzt noch nicht, so macht man gewöhnlich kurzen Prozeß: man schlägt ihm einfach den Hut vom Kopfe. Die Zeitgenossen des Zaren Alexei Michailowitschs rühmen dessen sanftmütiges Wesen und begründen dies merkwürdigerweise damit, daß er sich auch im höchsten Zorn nur zu Fußtritten und Faustschlägen habe hinreißen lassen. J. H.

[In den Brahms-Erinnerungen] des Komponisten und Sängers Henschel findet sich folgender Scherz: Brahms liebte es, sich über die „Hochgeborenen“ lustig zu machen. Einmal kam die Rede auf die Kompositionen eines „hohen Herrn“, über die sich Henschel abfällig äußerte. Da sagte Brahms: „Hören Sie, Henschel, man kann in der Beurteilung der Musik eines Fürsten nicht vorsichtig genug sein; denn man kann nie wissen, wer sie eigentlich gemacht hat.“

[Enttäuscht.] „Papa“, sagte sie leise und errötend, „der junge Herr Müller ist im Empfangszimmer und wünscht, Dich zu sprechen.“ Dann sank sie in einen Lehnstuhl und ihr Herz klopfte so heftig, daß der Kronleuchter klirrte. Dann kehrte der alte Herr zurück. — „Oh, Papa“, sagte sie, „sagte er — wollte er — was wünschte er von Dir?“ — „Er wollte mich um hundert Mark anpumpen“, sagte der enttäuschte Papa.

[Medizinisches Examen.] „Nennen Sie mir verschiedene Schädelknochen, Herr Kandidat!“ — „Die Schädelknochen sind — sind — ach, Herr Professor, ich bin augenblicklich so aufgeregert — ich, ich weiß sie augenblicklich nicht, aber ich — ich hab' sie alle — im Kopfe, Herr Professor.“

[Der Sohn des Dichters.] „Pini, Frischen, nun hast Du doch erst gestern dem Papa zum Geburtstag ein Verschen gemacht, in welchem Du ihm versprochen, Dich jetzt immer sauber zu waschen — und heute sind Deine Hände schon wieder so schmutzig!“ — „Ach, das war auch nur so eine dichterische Freiheit!“

[Der Pantoffelheld.] Richter: „Sie sollen mit dem Haus= schlüssel zugeschlagen haben!“ — Angeklagter (empört): „Das ist nicht wahr — ich bin verheiratet!“

[Moderne Brantaussteuer.] Freundin: „Das ist aber schnell gegangen mit Deiner Aussteuer!“ — Braut (Radlerin): „Nun, ein Zweirad ist doch bald gekauft.“

[Bürgermeister-Erlaß.] (Am Tore des Amtshauses): „Hier ist das schnelle Fahren, Reiten und Betteln verboten.“

[Kampferspiritus] ist ein gutes Zerteilungsmittel bei Quetschungen und Verstauchungen. Man befeuchtet leinene Lappen mit dem Kampferspiritus und lege dann dieselben auf die leidenden Stellen.

[Gegen Ohrentzündung], welches gewöhnlich durch Erkältungen hervor= gebracht wird, stecke man sich kleine Kügelchen von Watte in die Ohren, in deren Mitte man ganz wenig Salz gestreut hat.

[Französische Suppe.] (Julienne.) Drei Möhren, eine Partie Erbsen, ein kleiner Kopf Kraut, zwei kleine Selleriefloren, drei Petersilienwurzeln, eine Zwiebel, sowie vier mittelgroße Kartoffeln werden sauber gewaschen, klein geschnitten und gewaschen. Man dünst alsdann die Gemüse unter wiederholtem Schütteln eine halbe Stunde in ungefähr 100 Gramm Butter und gießt hierauf die nötige Bouillon oder Wasser, dem Fleischextrakt zugefügt ist, nach und nach hinzu. Wenn die Gemüse ganz weich gekocht sind, treibt man die Suppe durch ein feines Sieb.

[Kaiserschwarzen.] 4 Eßlöffel Mehl werden mit 8 Löffel Milch, etwas Salz und 4 Eidottern gut abgerührt, das Weiße zu Schnee geschlagen und darunter getan. Dann läßt man in einer Pfanne 3 Löffel Fett heiß werden, gießt die Masse hinein und stellt die Pfanne über langsames Feuer. Hat der Schwarzen unten Farbe, so teilt man ihn in 4 Teile und dreht je ein Viertel um, so daß auch die andere Seite braun wird. Man streut Zucker darüber und gibt irgend ein Kompot dazu.

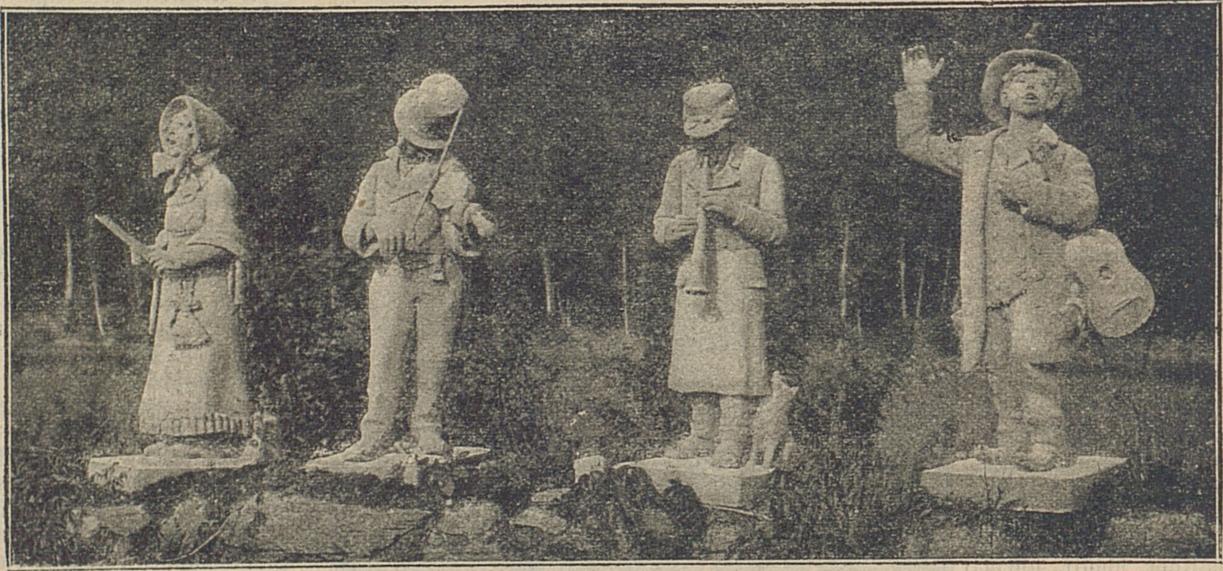
[Kohlrüben mit Milch.] 6 Personen, 3 Stunden. Junge Kohlrüben werden geschält, in fingerstarke Stifte geschnitten, in Salzwasser weich gekocht, auf einem Siebe abgetropft und mit einem Stückchen Butter unter gehörigem Rühren durchgeschmort. Dann stäubt man einen Löffel feines Mehl darüber, gießt etwas süße Milch dazu, verkocht das Gemüse gehörig, kräftigt es im Geschmack vor dem Anrichten mit 10 Tropfen Maggi's Würze und reicht es recht heiß zu Tisch. Vorzüglich zu Schweine- oder Hammelfleisch.

[Unverdünneter Salmiak] ist das trefflichste Reinigungsmittel für Lampenbrenner, durch das der häßliche Ruß im Nu entfernt wird.

[Bronzierte Silber= Nagen] reinigt man, wenn man sie mittelst Schwämmchen mit Weineßig überstreicht, nach 5 Minuten mit kaltem Wasser abspült und an einem warmen Ort trocknen läßt.

[Wachs-, Stearin und Talgseife] entfernt man aus Leinwand und anderen Stoffen, wenn man sie mit kochendem Wasser

oder 95 Prozent Weingeist trinkt und dies wiederholt, bis die Flecken bröckelig werden und sich durch leichtes Reiben entfernen lassen.



Moderne Plastik: Musikanten. Gruppe von Louise Schmidt in Frankfurt am Main.

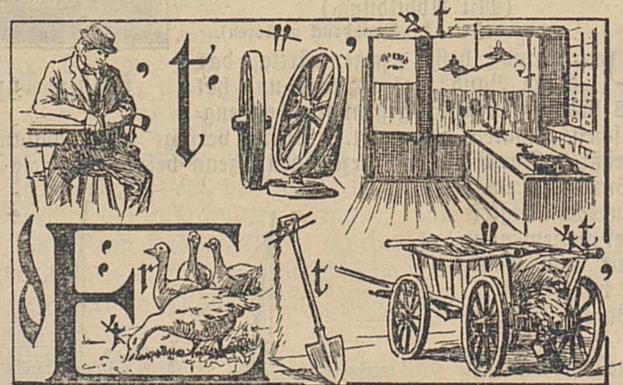
Scharade.

Du mußt das Erste selber werden, Wenn du lang lebst auf dieser Erden. Die beiden letzten sollst Du ehren Und trenn befolgen ihre Lehren. Das Ganze ist als Berg bekannt, Der hochauf ragt im Wärentland.

Zogogrify.

Such es mit u im Wald, am Fleid, Mit l im Wasser jederzeit.

Silberrätsel.



Scherzrätsel.

Der Narr dreiviertel umgedreht, Wird, wie das Wörtchen Dich belehrt, Mit einem Kopf versch'n, Als Stadt in Ungarn seh'n. Fritz Guggenberger.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (G. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.